

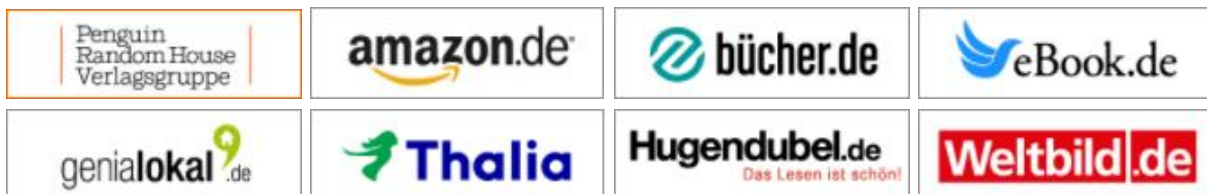
Leseprobe

William Boyd

Die blaue Stunde Roman

»Ein Buch, das man vermisst hat, selbst ohne es zu kennen.« *Florian Kapfer, Schwäbische Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 400

Erscheinungstermin: 08. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

William Boyd
Die blaue Stunde

Roman

*Aus dem Englischen von
Matthias Müller*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *The Blue Afternoon* erschien
erstmals 1993 bei Sinclair-Stevenson
(Reed Consumer Books, Ltd.), London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Taschenbuchausgabe 02/2022
Copyright © 1993 by William Boyd
Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe
by Kampa Verlag AG, Zürich
Copyright © 2022 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
nach einer Originalcovergestaltung von:
Kamil Kuzin und Hannah Kolling,
Büro für Gestaltung, Hamburg
nach einem Entwurf von Designbüro Lübbecke,
Naumann, Thoben, Köln,
unter Verwendung von © iStock / People Images
und © iStock / bymuratdeniz
Satz: Tristan Walkhoefer, Leipzig
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-42588-0

www.heyne.de



für Susan

Er wischte den Donner fort, dann die Wolken,
Dann die kolossale Illusion des Himmels. Und doch
War das Firmament blau. Er wollte Luft, die nicht
wahrnehmbar war.

Er wollte sehen. Das Auge sollte sehen
Und nicht berührt werden vom Blau ...

... Hätte er es sich besser vorstellen können:
Er säße auf einem Sofa auf einem Balkon
Über dem Mittelmeer, smaragd
Sich in Smaragde verwandelnd. Er sähe zu,
wie die Palmen
Mit ihren grünen Ohren in der Hitze flattern. Er würde
Ein Glas goldenen Weins beobachten und eines Dampf-
fers Spur
Und sagen: »Was ich summe, scheint
Der Rhythmus dieser himmlischen Pantomime zu sein.«

Wallace Stevens, *Landscape with Boat*

Prolog

Ich erinnere mich an diesen Nachmittag, noch am Anfang unserer Reise – wir saßen auf Deck in der milden Sonne des mittleren Atlantiks, der Tag war dunstig, der Himmel hing blassblau über den Schiffsschornsteinen –, als ich meinen Vater fragte, was es für ein Gefühl sei, ein Messer in die Hand zu nehmen und in lebendes menschliches Fleisch zu schneiden. Er wurde ernst und dachte eine Weile nach, bevor er antwortete.

»Das kommt darauf an, wo man schneidet«, sagte er. »Manchmal ist es so, als würde man mit einem Messer durch Lehm oder Modellierwachs schneiden. An manchen Tagen meint man, man würde in einen kalten Pudding schneiden, oder ... in ein kaltes, rohes Hühnchen.«

Er sann noch eine Weile nach, griff dann in seine Jackentasche und zog ein Skalpell heraus. Er entfernte das kleine Lederetui, das die Klinge schützte, und reichte mir das schmale Messer.

»Hier. Sieh selbst.«

Ich nahm das Skalpell. Es war klein wie ein Federhalter, aber viel schwerer, als ich es mir vorgestellt hatte. Er betrachtete die Überreste unseres Mittagessens auf dem Tisch: ein Stück Käse mit dicker gelber Rinde, eine Schale Obst, vier Äpfel und eine grüne Melone, ein paar Brötchen.

»Mach die Augen zu«, sagte er. »Ich hab was für dich, das dir dieses Gefühl haargenau vermitteln kann.«

Ich schloss die Augen und nahm das Skalpell fest zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger. Ich spürte seine Hand auf meiner, den sanften Druck seiner Finger. Dann

hob er meine Hand, und ich fühlte, wie er sie nach vorn lenkte, bis die Klinge auf eine Oberfläche traf, die fest, aber gleichzeitig elastisch war.

»Mach einen Schnitt«, sagte er. »Einen kleinen Schnitt. Du musst drücken.«

Ich drückte. Was immer es sein mochte, in das ich schnitt, es gab leicht nach, und ich vollführte einen Schnitt von ein paar Zentimetern oder so, ruhig und ohne Hast.

»Lass die Augen zu ... Wie hat es sich angefühlt?«

Ich überlegte ein paar Sekunden, bevor ich antwortete. Meine Beschreibung sollte treffend und genau sein.

»Es hat sich angefühlt wie ... wie kalte Butter, aus dem Kühlschrank. Oder wie ein Lendensteak, wie wenn man ein zartes Steak durchschneidet.«

»Siehst du?«, sagte er. »Da ist nichts Mysteriöses dran, nichts, wovor man erschrecken müsste.«

Ich öffnete die Augen und sah sein breites, kantiges Gesicht, das mich anlächelte, fast triumphierend, als habe er bei irgendeinem Disput recht behalten. Er hielt mir seinen entblößten linken Unterarm hin. Die Ärmel seines Jacketts und seines Hemds waren bis zum Ellbogen zurückgeschoben. Auf der Muskelwölbung, gut fünfzehn Zentimeter oberhalb seines Handgelenks, war ein dünner, fünf Zentimeter langer Schnitt, aus dem hellrote Blutstropfen hervorquollen.

»Siehst du«, sagte er. »Es ist ganz leicht. Ein wunderschöner Schnitt. Gerade, mit gleichmäßigem Druck, und das bei geschlossenen Augen.«

Im gleichen Moment verwandelte sich der Ausdruck auf seinem Gesicht in eine Art Trauer, die mit Stolz vermischt war.

»Weißt du«, sagte er, »aus dir wäre eine erstklassige Chirurgin geworden.«

Los Angeles, 1936

Ich bog vom Sunset Boulevard ab und fuhr den Micheltoreno hinauf zur Baustelle. Der Himmel war bewölkt, und ein böiger und penetranter Wind zerrte an den Blättern der kleinen Palmen, die der Bauunternehmer am Straßenrand angepflanzt hatte. Als ich am Bordstein vor der Nummer 2265 hielt, sah ich den alten Mann. Es war das erste Mal, dass er mir so richtig auffiel, aber gleichzeitig erinnerte ich mich aus irgendeinem Grund sogleich, dass ich ihn am Bauplatz hatte herumlungern sehen. Als er merkte, dass ich zu ihm hinüberstarrte, sah er erst auf seine Hände und dann – höchst eigenartig – auf seine Schuhsohlen, als sei er in einen Hundehaufen oder auf ein ausgespucktes Kaugummi getreten. Als er nichts entdecken konnte, drehte er sich um und marschierte eilig davon.

Ich schenkte dem nicht viel Beachtung. Er sah verlottert und unsicher aus, vielleicht jemand, der Arbeit suchte. Vielleicht war ihm auch nicht klar, dass ich die Architektin war. Das passierte ständig. Ich vergaß den Vorfall wieder, als ich meine Schuhe aus- und ein Paar Gummistiefel anzog. Das Haus war an einen Hang gebaut, und durch die Regenfälle der vergangenen Woche waren die nackte Erde und der Lehm um das Haus herum feucht und rutschig.

Dieses kleine, fast vollendete Haus auf dem steilen Grundstück war meine Zukunft, und welchen Ärger es mir in Zukunft auch noch bringen mochte, jedes Mal, wenn ich es sah, verspürte ich immer noch einen kleinen Schauer von ... von was? Von Liebe, nehme ich an, oder etwas Ähnlichem. Ich hatte dieses Haus erträumt, hatte es entworfen, leitete

den Bau, und am Zaun hing der augenfällige Beweis dieser Tatsache – mein Schild. K.L. Fischer, Architektin. Die kleine blaue Tafel war allerdings ein bisschen verschandelt, weil der Name meines Exparters nicht gerade elegant entfernt worden war – nie mehr Eric Meyersen –, ein schlichter Strich mit schwarzer Farbe, und weg war er. Ich wünschte mir, ich könnte die Erinnerung an unsere Partnerschaft ebenso leicht entfernen: Meyersen und Fischer, fünf Jahre Lügen und Intrigen, Betrügereien und miese Tricks. Mein einziger Trost war, dass ich wusste, dass er eines Tages bekäme, was er verdiente.

Ich trat über die Schwelle in die dunkle Diele. Von oben kam das Geräusch von Hämmern und Sägen und der fröhliche Tenor von Larry Rugola, dem Vorarbeiter, der *If you was the only girl in the world* trällerte. Ich ging langsam zu den unteren Zimmern. Das Haus war klein, sein Grundriss war durch die Form des Grundstücks diktiert worden, und es hatte zwei Stockwerke. Der zweite Stock bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Badezimmer, einer breiten Veranda und der erste aus einem großen Wohnzimmer, mit Esszimmer, Küche und Hofgarten. Die Fassade zur Straße hin bestand aus einer Reihe von cremefarbenen gestaffelten Wänden, flache Rechtecke aus gestrichenem Beton, so angeordnet, dass Lücken blieben – aus Glas, aus Raum – oder sie sich leicht überlagerten, was aussah, als ob das Haus zurückwiche. Die strenge Geometrie dieser Komposition wurde durch die zwei Kiefern am Straßenrand, die ich hatte stehen lassen, betont und kontrapunktiert. Die Gegenüberstellung von sehnigen, knotigen Kiefernstämmen und glattem, sonnenüberflutetem Beton mit klaren, harten Schatten funktionierte außergewöhnlich gut. Die Talfassade war reiner Internationaler Stil: senkrechte Glasfronten mit harten Horizontalen und vereinzelt vertikalen Gipspaneelen. Die durch die Veranda gebildete Lücke sah aus, als sei ein ge-

samtes Segment des Gebäudes wie von Riesenhand entfernt worden, aber ihre räumliche Einheit, die durch die Eichenbalken des Spaliers gebildet wurde, blieb erhalten.

Im Innern war alles schlicht gehalten. Niedrige Decken, Schränke, Wandschränke und Täfelung aus Teakholz, die Wände entweder aus Glas – mit herrlicher Aussicht – oder aus glattem gelbbraunen Putz. Die Böden waren aus blassem buttergelben Eichenholz, und dort, wo ich dachte, ein weicherer Material würde die strengen Flächen ausbalancieren, hatte ich grob gewebten Teppichboden ausgelegt. All das wurde natürlich vor meinem geistigen Auge lebendig, während ich zwischen den Holzstapeln, blonden Holzspänen und herumliegendem Werkzeug stand, die Wände waren noch ungestrichen, Elektrokabel baumelten aus zukünftigen Steckdosen. Wir waren noch nicht ganz fertig.

»Ah, Mrs. Fischer.« Larry kam die Treppe heruntergepoltert, in der Hand einen Zimmermannshammer, den er kreisen ließ wie ein Straßenräuber seinen Revolver. »Wir haben die Paneele immer noch nicht. Die von der Holzfirma haben gesagt ...« Er grinste mich scheu, aber wissend an. »Sie haben gesagt, eine Bestellung von der Größenordnung könne nur gegen eine Baranzahlung erfolgen.«

»Aber wir haben bei denen doch ein Kreditkonto, verdammt noch mal!«

»Das hab ich denen auch gesagt. Aber der Typ hat gemeint, das Konto lautet auf Meyersen und Fischer. Von K. L. Fischer wüsste er nichts.«

Ich drehte mich abrupt um und ging zur verglasten Fensterfront. Ich betrachtete das Panorama: Silver Lake war der Phantasiename, den man dem Gebiet um den künstlichen See gegeben hatte, der im Einschnitt zwischen zwei Gebirgsketten lag, nördlich der Innenstadt und östlich von Hollywood. Zwischen Pfefferbäumen und Eichen schlängelten sich schmale Schotterstraßen an den Hängen entlang.

Der Micheltoreno war eine der Längsten, er begann am Sunset Boulevard und führte kurvenreich bergauf, bergab bis hin zum See. Von da oben konnte man nach Osten wie nach Westen blicken, und hier an den Steilhängen bot sich ein eindrucksvoller Ausblick auf die weitläufige Stadt, an manchen Stellen bis zum Ozean, dessen fischschuppiges Glitzern eine schimmernde Linie am Horizont bildete. Ich konzentrierte mich ganz auf das, was ich sah, registrierte das Gleißeln der Sonne auf den Dächern der Autos, die den Sunset Boulevard entlangfuhren, sah einen kleinen Mann, der eine große mexikanische Decke auf die Leine hängte, eine Frau in einem kobaltblauen Bikini, die sich auf einem mit Teerpappe gedeckten Dach sonnte. Ich legte meine Fingerkuppen auf das warme Glas und spürte, wie die winzigen Schallvibrationen der Stadt durch die transparente Wand hindurchbebten. Die Frau auf dem Dach rieb sich den Bauch mit etwas ein, das wie Oleo-Margarine aussah. Als ich mich wieder beruhigt hatte, sagte ich Larry, dass ich selbst zur Holzhandlung fahren würde, um die Sache zu klären.

»Ach ja – dieser alte Knacker war schon wieder hier und hat nach Ihnen gefragt. Glaub jedenfalls, dass Sie gemeint waren.«

»Wie, welcher alte Knacker?«

»Er war gerade eben hier. Er hat mich gefragt, ob Sie ... lassen Sie mich überlegen ... ob Sie Carriscant heißen. Ja, Carriscant, glaube ich. Ob Sie Miss Carriscant sind.«

»Carriscant?«

»Ich hab ihm gesagt, er müsse sich irren. Es gebe eine Miss Fischer, aber keine Miss Soundso. Und die habe auch immer Fischer geheißt, soviel ich ...« Er hielt inne und spähte – für Larrys Verhältnisse – wirklich besorgt in mein angespanntes Gesicht.

»Ich hoffe, ich hab nicht – ich meine –«

»Nein. Komisch, ich hab nur gerade ... Nein, alles in Ordnung. Kein Problem.«

2

Ich heie Kay Fischer. Ich heie Kay Fischer, und zu dem Zeitpunkt, wo diese Geschichte beginnt, war ich zweiunddreißig Jahre alt, geschieden und von Beruf Architektin. Ich war einsachtundsechzig groß (das bin ich noch immer), brnnett und hatte hellbraune Augen. Ich besaß ein hübsches rundes Gesicht und einen scharfen Verstand. Wie die meisten Leute, die wissen, dass sie intelligenter sind als die große Mehrheit der Mitmenschen, denen sie im Laufe ihres Lebens begegnen, veranlasste mich meine Intelligenz manchmal, ein wenig grausam zu sein. In jener Zeit rauchte ich zu viel, und ich trank und a auch zu viel, vermutlich, weil ich damals öfter traurig als glücklich war, mit dem Ergebnis, dass meine ehemals schlanke Figur mollig geworden war. Aber das war mir egal, ja wirklich, das war mir egal.

Ich kam von der Holzfirma zurück, wo ich, nach jahrelanger uneingeschrnktter Kreditwürdigkeit, zweihundert Dollar in bar einzahlen musste, um ein neues Konto zu eröffnen. Angestellte, mit denen ich seit Beginn meiner beruflichen Tätigkeit zu tun gehabt hatte, zitierten jetzt in bedauerndem Ton Vorschriften und Bestimmungen und verwiesen mich an den jungen Geschäftsführer in seinem gläsernen Büro. »Sie sehen das falsch«, sagte ich dieser blinzelnden grauen Person. »Meyersen ist derjenige, der pleite ist. Jedenfalls wird er es sein, wenn ich mit ihm fertig bin.« Der Mut der Verzweiflung ließ meine Stimme drhnen. Vorschriften seien eben Vorschriften, erwiderte der Geschäftsführer

und wich geschickt meinem Blick aus. Schließlich legte ich kleinlaut das Geld auf den Tisch.

Ich bewohnte ein kleines Apartment in einer Seitenstraße der Laurel Avenue in West Hollywood in einem Apartmentblock, den man unter Berufung auf die kolonialspanischen Zeiten schamloserweise »Escorial Apartments« genannt hatte. Zu Hause angekommen, machte ich mir eine Kanne starken, sämigen Kaffee und grübelte wieder über Verrat und Eric Meyersen nach. Das Taylor-Haus in Pasadena, die Einkaufspassage in Burbank ... Drei Jahre Arbeit, drei Jahre meiner Arbeit gehörten jetzt Meyersen und seiner schicken neuen Firma. In plötzlicher unbändiger Wut rief ich meinen Anwalt George Fugal an, aber sein Telefondienst ließ mir ausrichten, er sei übers Wochenende nicht in der Stadt. Trotzdem schmeckte der brühheiße, aromatische Kaffee ausgezeichnet. Ich rauchte drei Picayunes hintereinander, um auf hundertachtzig zu bleiben, und lief rachsüchtig in meinem Zimmer auf und ab.

Viel hatte ich nicht gegen die derbe Funktionalität des Escorial ausrichten können. Ich hatte meinen Möbelbedarf auf ein Minimum reduziert und den unebenen Verputz der Innenwände glätten und weiß streichen lassen. Zwischen zwei Breuer-Sesseln aus Leder und Chrom stand ein niedriger Glastisch auf einem blau-gelben Teppich von Gertrud Arndt. Das einzige weitere Möbelstück im Raum war mein Zeichentisch. An den Wänden hingen keine Bilder, und meine Bücher hatte ich im Schlafzimmer. Ich fand, ich hatte damit das Höchstmaß an Kargheit und Wohnlichkeit erreicht, das in einem Apartmentblock in Los Angeles zu verwirklichen war. Meine Losung stammte von Hannes Meyer: Nur das Nötigste, kein Luxus.

Die Escorial Apartments wurden 1963 von einem Grundstücksmakler abgerissen, und an ihre Stelle hatte man drei hässliche neue Häuser gesetzt. Als ich dort wohnte, um-

säumten die edleren Apartments – meins gehörte nicht dazu – einen kleinen aquamarinblauen Swimmingpool. Wenn ich mich aus meinem Küchenfenster lehnte und um die Ecke schaute (was ich immer tat, wenn ich meine Kaffeekanne ausspülte), konnte ich gerade noch das hell leuchtende Dreieck seines flachen Endes erkennen. Die Nachmittagssonne erleuchtete die Ziegeldächer und den mandarinenfarbenen Putz der Bungalowwände und schickte Kaskaden von Lichtreflexen über die gläsernen Sichtblenden der Balkone. Ich hörte das Platschen von Wasser und das fröhliche, kehlige Lachen einer jungen Frau, und ich hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, ebenfalls zu schwimmen, in das chlorgetränkte Blau einzutauchen, um mich von Meyersen und den kleinen bei der Holzfirma erlittenen Kränkungen zu reinigen. In meinem Schlafzimmer wählte ich einen Badeanzug aus und stieg aus meinem Kleid, aber als ich dann im Spiegel auf dem Kosmetiktisch meinen Hintern und meine Oberschenkel sah, entschied ich mich, doch lieber zu arbeiten. Die Vorstellung, mich vor den Bewohnern des Escorial zu entkleiden, war mir einfach zu peinlich.

Also setzte ich mich an mein Reißbrett, justierte die Arbeitsleuchte und rollte die Pläne für die Innengestaltung von Micheltoreno 2265 auf. Mein Credo als Architektin war denkbar einfach: Welchen Raum benötigte ich oder mein Kunde, und wie sollte er gestaltet werden? Die große Befreiung durch die neuen Materialien des zwanzigsten Jahrhunderts hatte die architektonischen Prioritäten verlagert: Der Raum ist wichtiger als das, was den Raum umschließt. Andere haben es beredter ausgedrückt als ich, aber für mich waren Fassaden aus Gips, Glasziegel und Stahlbeton, Bakelit und Chrom, Sperrholz und Aluminium ein Segen, solange sie dem Raum dienten, den sie umschließen sollten. Mein zweites Kriterium hieß Schlichtheit. Das Ziel war, den Raum zu gestalten und nur ein Minimum für dessen Kon-

struktion aufzuwenden. Das Haus am Micheltoreno war, wenn man so wollte, als ein Ensemble von Luftblöcken gedacht. Einige dieser Blöcke befanden sich zwischen Gipswänden, einige waren transparent durch Glaswände eingefasst, andere durch Balken, Holzlatten und Balkonträger, und andere durch die organischen Formen der Bäume, die ich hatte stehen lassen, als das Gelände vorbereitet wurde.

Mein aktuelles Dilemma war, dass ich einen Einbauschränk im Schlafzimmer brauchte, was bedeutete, den Raum zu verkleinern. Zugegeben, es gibt ernstere Probleme in der Welt, aber wenn ich mich für den Einbauschränk entschied, würde das Schlafzimmer nicht mehr exakt dieselbe Quadratmetergröße besitzen wie die Veranda, die sich draußen anschloss, der Raum, den ich entworfen hatte, und die Harmonie, die mir vorschwebte, würden gestört sein. Ich spielte eine Weile in Gedanken mit den Dimensionen und machte einige Skizzen, bis sich schließlich eine Lösung ergab. Bau den Schränk ein, und lass ihn auf der Veranda dann eine Entsprechung durch zwei Holzpfiler haben, zwei exzentrische ›Stützen‹ für ein Spalier, das als Sonnenblende fungiert. Ihre Funktion wäre nur symbolisch, aber die Symmetrie bliebe erhalten, und die Veranda würde eine räumliche Wiederholung des angrenzenden Schlafzimmers bilden. So weit, so gut. Jetzt fragte ich mich, was ein Bett meinen leeren Luftblöcken antun würde ...

Der Portier rief vom Empfang aus an.

»Hier ist ein Herr für Sie, Mrs. Fischer.«

Ich sah auf meine Uhr: Philip Brockway, mein Exmann, war früh dran. Ich wusste, dass er von mir Geld leihen wollte. Ich hatte es ihm unterstellt, als er anrief, und er hatte es so heftig abgestritten, dass ich wusste, richtig gelegen zu haben. Er wolle mich nur besuchen, sagte er, und hatte noch irgendein lahmes Gewäsch von wegen »alten Zeiten« hinzugefügt.

Dennoch schlenderte ich den Weg entlang zum Empfang, ohne allzu hart mit Philip ins Gericht zu gehen. Er war so hübsch, mit seinem attraktiven, weichlichen Gesicht, seiner Klein-Mädchen-Nase und seinem dichten hellbraunen Haar. Ich würde eine Weile mit ihm spielen, ihn dazu bringen, mich auf einen Cocktail einzuladen, bevor ich schließlich nachgab und ihn dann dafür bezahlte, dass er mich wieder allein ließ.

Ich stieß die Schwingtüren zum Foyer auf und sah den Mann von der Baustelle, der nach Miss Carriscant gefragt hatte. Er war alt, grauhaarig, breitschultrig und untersetzt, und, wie beim letzten Mal, in Schwarz gekleidet. Er hielt seinen Homburg vor sich wie ein Lenkrad umklammert und kam drei Schritte auf mich zu, wobei er mich durchdringend anstarrte, als suche er nach einem Anzeichen von Wiedererkennen. Seine eigene offenkundige Unsicherheit machte es mir leicht.

»Was wollen Sie?«, fragte ich. »Warum sind Sie ...«

»Miss Carriscant?«

»Nein. Nein, ich bin nicht Miss Carriscant.«

Er streckte die Hand aus und berührte meinen nackten Arm, flüchtig, als wolle er sich vergewissern. Seine Finger fühlten sich trocken und schwielig an.

Ich rief den Portier. »Peter, dieser Herr möchte gehen.«

»Sie sind Kay Carriscant.«

»Ich bin Kay Fischer. Sie gehen mir mit Ihrer penetranten Art, auf Ihrem Irrtum zu beharren, reichlich auf die Nerven, Mr. ...«

»Schon gut, schon gut. Sie waren einmal Kay Carriscant. Sie wurden am Nachmittag des 9. Januar geboren. Ich bin nämlich ...«

»Würden Sie mich jetzt bitte in Ruhe lassen, Mr. Wie-auch-immer-Sie-heißen? Allmählich wird mir dieser Unsinn zu ...«

»Ich heiÙe Carriscant. Salvador Carriscant. Wissen Sie, wer ich bin?«

»Nat¼rlich nicht.«

Durch die scharfe Ablehnung in meiner Stimme, ihre eindeutige Gereiztheit veränderte sich sein Blick. Ein Schatten von Traurigkeit trat in seine Augen, und für einen Augenblick wurde ein tiefer Schmerz sichtbar. Aus irgendeinem Grund besänftigte mich das, und er tat mir leid wegen seiner hoffnungslosen Suche nach Miss Carriscant.

»Was wollen Sie?«, sagte ich, wieder freundlicher. »Wer sind Sie?«

Sein Gesicht schien sich zu straffen und nach unten zu ziehen, als hätte er Schmerzen im Bauch. Er schloss kurz die Augen und schürzte die Lippen. Er seufzte.

»Ich bin Ihr Vater«, sagte er.

3

Philip nahm die fünf Zehndollarscheine, die ich ihm gab, so beiläufig an, als handele es sich um Zigaretten. Er versuchte, nicht zu lächeln, und faltete sie in seine Brieftasche aus Kalbsleder.

»Danke, Kay. Ich stehe tief in deiner Schuld.«

»Das stimmt. Wir sind bei zweihundert, und es geht weiter ...«

»Na ja, ist ja doch nur Geld.«

»Nur mein Geld«, sagte ich lachend. Philip war heute Abend richtig süÙ, auf seine unverwechselbare Art, und ich genoss es. Wir saÙen in einer Piano-Bar namens Mo-Jo's in der Innenstadt, Ecke Broadway/Third Avenue, ein Schuppen, den Philip gut kannte und wo er Kredit hatte. Es war ein eigenartiger Laden, eine seltsame Mischung aus polyneisischer Idylle und einem Fischerdorf auf Nantucket. Im

Foyer musste man durch einen Perlenvorhang und ging anschließend auf einer Holzbrücke über einen kleinen Bach. Dann stand man in einem schwach beleuchteten Raum vor der Bar, die mit Signalfähnchen und Fischernetzen mit Korkschwimmern geschmückt war. Die Barkeeper trugen gestreifte Westen und dazu rote Halstücher. Üppige Haine aus Topfpalmen schirmten intime Nischen ab, die aus Holzkisten und Treibholz gestaltet waren. Geschnitzte und von hinten angestrahlte Wasserspeier dienten als Wandleuchter und warfen ein diffuses, rötlichgelbes Licht auf ein großes, mit Bambus eingerahmtes Wandgemälde eines aufgetakelten Segelschiffs, das vor einem eisigen Wind segelte. Es war die Antithese all dessen, woran ich als Architektin glaubte, und ich konnte nur darüber lachen. Philip und ich dachten uns aus, was Mo-Jo wohl seinem Designer gesagt haben mochte. »So im Stil: Moby Dick trifft auf Paul Gauguin, verstehst du?« »Irgendwie heiß und dampfend, aber gleichzeitig nüchtern und schlicht.« »Nathaniel Hawthornes feuchter Traum.« Auf jedem Tisch stand eine vergoldete Klingel, mit der man eine der angebräunten Cocktail-Kellnerinnen – rückenfreies Top mit Nackenband über Bambusröcken, Blumen hinterm Ohr – rufen konnte, die sonst hinter der Bar saßen und mit Matrosen zankten. Als Philip hinüberlangte, um auf die Klingel zu drücken, berührte er wie zufällig meine Brüste.

»Du hast dich verändert, Kay. Irgendwie ... sind sie größer geworden. Gefällt mir. Äh, sie stehen dir gut.«

»Soll das ein Kompliment sein?«

»Okay. Wie wär's damit: Kann ich heute Nacht mit zu dir?«

»Und was würde die kleine Miss Platinblond dazu sagen?«

»Das ist nicht fair. Das ist schon längst vorbei. Das weißt du ganz genau.«

»Nein.«

»Bitte ...«

»Nein. Philip. Nein.« Überdruss schlich sich in meinen Tonfall, die Erinnerung an alte Streitereien. Und er wusste, dass er besser daran tat, nicht weiter zu bohren.

Er stand auf. »Ich muss aufs Klo. Ich nehm noch mal daselbe.«

Ich sah zu, wie er leichtfüßig zwischen den Tischen hindurchspazierte. Sein großer, schmaler Körper schlängelte sich zwischen Kellnerinnen und Gästen hindurch, mal die linke, mal die rechte Schulter vorschiebend, als tanze er. Wie dieser schottische Tanz, der eine Acht beschreibt. Wieso erinnerte es mich an einen schottischen Tanz? Ich lächelte, als ich mir Philips bleichen Körper vorstellte, fast unbehaart, und seine schlanken Fesseln, die Achillessehne gespannt und sichtbar wie bei einem Mannequin. Er war ein tüchtiger, aber egoistischer Liebhaber, den Kopf immer in der Beuge zwischen meinem Hals und meiner Schulter begraben, ohne auch nur einmal aufzublicken, mich anzugucken oder mir in die Augen zu sehen, bis zum Schluss.

Ich bestellte uns beiden noch einen Drink und dachte an diesen Mann, Salvador Carriscant, der behauptete, mein Vater zu sein.

Als Carriscant seine abwegige Behauptung aufgestellt hatte, erwiderte ich ihm sofort, dass mein Vater tot sei, aber das verwirrte ihn kein bisschen, sondern er packte meinen Unterarm nur noch fester und sagte leise und eindringlich: »Dein Vater steht hier jetzt vor dir. Lebendig und atmend. Ich weiß, dass ich dir Unrecht getan habe, aber jetzt brauche ich deine Vergebung. Deine Vergebung und deine Hilfe.«

Ich rief abermals nach Peter und riss meinen Arm aus Carriscants Klammergriff.

Peter tauchte schnell hinter ihm auf, packte seine Ellbogen und presste sie zusammen. »Okay, Bruder. Raus.«

»Lassen Sie mich los«, sagte Carriscant, und seine Stimme

behte plötzlich vor Zorn. »Rühren Sie mich nicht an. Ich warne Sie.«

Die besondere Nachdrücklichkeit in Carriscants Stimme veranlasste Peter zu gehorchen. Carriscant ging rückwärts durch die schmiedeeisernen Eingangstore des Escorial, hielt aber immer noch seinen hartnäckigen, flehenden Blick auf mich gerichtet.

»Wir müssen uns nur unterhalten, Kay«, sagte er. »Dann wird sich alles klären.« Das Wort »klären« sprach er affektiert aus, wie ein Engländer. Und zum ersten Mal fiel mir auf, dass er einen Akzent hatte. Irgendwie englisch, aber doch schwer zu orten, und durch diese leicht formelle Perfektion gekennzeichnet, die sich bei zweisprachig aufgewachsenen Menschen feststellen lässt. »Bitte, Kay, mehr verlange ich nicht.« Seine Kiefermuskeln spannten sich, und sein breites, kantiges Gesicht schien zu erröten, als bringe die Anstrengung, sich mir zu erklären, ihn beinahe zum Platzen. Dann wandte er sich um und schritt, erstaunlich schwungvoll für einen alten Mann, davon, den Asphaltweg entlang und über die Straße.

Philip und unsere neuen Drinks trafen gleichzeitig ein. Er ging in die Knie und rutschte am Geländer entlang, bis sich unsre Oberschenkel berührten.

»Ich bin morgen bei einer Lunchparty am Strand eingeladen. Bei Lisa van Baker. Hast du Lust mitzukommen?«

»Geht leider nicht.«

»Aber es werden Filmstars anwesend sein«, sagte er, die Hände gespreizt und die Augenbrauen hochgezogen in gespielter Entsetzen über meine Gleichgültigkeit.

»Ich kann Filmstars nicht ausstehen.«

»Na schön, und was für eine Attraktion kannst du mir als Alternative anbieten?«

»Ein Essen bei mir.«

Ich sah zu, wie meine Mutter geschälte und entkernte Äpfel in eine Blechschüssel schnitt. Die scharfe, abgewetzte Klinge teilte das blassgelbe Fruchtfleisch mühelos in dünne Scheiben, mit einem rutschenden, knirschenden Geräusch, wie vorsichtige Schritte auf verharschtem Schnee. Meine Mutter nahm es beim Scheibenschneiden sehr genau, alle Scheiben mussten exakt gleich sein, sie war ganz und gar bei der Sache. Sie war eine kleine Frau, schüchtern und bescheiden. Solange ich zurückdenken kann, trug sie ihr Haar immer auf dieselbe Weise – aus dem Gesicht gekämmt und zu einer Haarkrone hochgesteckt. Sie hatte keine bemerkenswerten Gesichtszüge. Erst wenn sie ihre Brille aufsetzte, bekam ihr Gesicht etwas Charakteristisches.

Sie lebte mit meinem Stiefvater Rudolf Fischer in einem kleinen Haus in Long Beach. Es war ein alter kanariengelber Bungalow aus Holz mit Schindeldach und einer später angebauten Garage für zwei Autos, die einen großen Teil dessen einnahm, was früher einmal eine ungleichmäßige Rasenfläche gewesen war. Eine Zypressenhecke trennte die Garage von einem flamingorosa gestrichenen Haus gleicher Bauart. Hier war ich aufgewachsen, aber nicht geboren. Mein Geburtsort war in der ehemaligen deutschen Kolonie auf Neuguinea. Es kam mir immer wieder wie einer der grausameren Widersprüche meines Lebens vor: geboren auf Neuguinea, aber aufgewachsen in Long Beach. An meinen leiblichen Vater hatte ich nicht die geringste Erinnerung. Rudolf – Pappi, wie meine Mutter und ich ihn nannten – war immer Teil meines Lebens gewesen, mit seinem grobschlächtigen rötlichen Gesicht, seiner Glatze, eingerahmt von den schütterten Haaren, und der eigentümlichen Warze unter dem rechten Mundwinkel, hart und glänzend wie ein abgelutschtes Bonbon, das dort kleben geblieben war. »Wie

Oliver Cromwell«, pflegte er zu sagen, »gibt's mich nur mit Warze.« Er war ein grobknochiger, freundlicher Mann, hinter dessen Liebenswürdigkeit sich ein schwacher Charakter verbarg. Das eigentliche Kraftzentrum im Haus war meine adrette, zurückhaltende Mutter, auch wenn Pappis poltern-des Wesen das Gegenteil nahezu legen schien. Nur in der Familie wusste man Bescheid.

Pappi war Amerikaner, in zweiter Generation, Sohn westfälischer Einwanderer, die ganz bewusst aufgehört hatten, deutsch zu sprechen, kaum, dass sie die ersten englischen Sätze zu Stande bringen konnten. Um sich anzupassen, sorgten sie dafür, dass ihre Kinder einsprachig amerikanisch aufwuchsen. Meine Mutter hatte aufgehört, deutsch zu sprechen, als sie ihn heiratete, und sie behauptete von sich, dass sie inzwischen sogar auf englisch träume. Aber ich hörte sie immer noch, wenn sie sich unbeobachtet fühlte, ihre Lieblingslieder singen: *An die ferne Geliebte* und *Es war, als hätt' der Himmel*.

Ich blickte über meine Schulter ins Wohnzimmer. Pappi saß in einem Sessel und hörte Radio, mit offenem Mund, lachbereit. Meine Mutter verteilte die Apfelscheiben sorgfältig auf einem flachen Kuchenboden.

»Erzähl mir von Vater«, sagte ich.

»Pappi? Oh, sein Bein ist immer noch wund. Ich habe ihm gesagt ...«

»Nein, ich meine, von meinem wirklichen Vater.«

Sie spülte sich nachdenklich die Hände unter laufendem Wasser ab und sah mich dann mit einem ihrer durchdringenden Blicke aufmerksam an. Es war in Augenblicken wie diesem – wenn ich sie überraschte –, dass ich ihre Härte erkannte und wusste, woher ich meine hatte.

»Hugh.« Sie sprach seinen Namen leise aus, schien ihn zu kosten wie eine unbekannte Frucht, ein exotisches Dessert.
»Was soll ich sagen? Es ist schon so lange her.«

Hugh Paget, mein Vater, ein englischer Missionar und Lehrer, war meiner Mutter, Annaliese Leys, einer Lehrerin, 1903 in Deutsch-Neuguinea begegnet und hatte sie geheiratet. 1904 wurde ich geboren, und zwei Monate später war Hugh Paget schon tot, in einem Feuer zu Asche verbrannt. Zwei Jahre später wurden Mrs. Paget und ihr Kind unter die breiten Fittiche von Rudolf Fischer genommen, Witwer, Kaufmann und Coir- und Hanf-Importeur aus Los Angeles, USA. Seine Firma verkündete stolz, dass siebzehn Prozent aller Fußmatten in Südkalifornien aus Coir von Fischer Coir hergestellt seien. Rudolf und Annaliese wurden 1907 getraut und ließen sich in Long Beach nieder.

»Und seine Eltern, seine Verwandten?«, fragte ich beiläufig und suchte in meinen Taschen nach Zigaretten.

»Als ich ihn kennenlernte, waren seine Eltern schon tot. Es gab eine Schwester, Meredith, in Coventry. Oder vielleicht Ipswich. Sie sind viel umgezogen. Eine Zeit lang haben wir uns noch geschrieben, aber dann haben wir den Kontakt verloren.« Sie lächelte. »So ist das eben. Am Anfang gibt man sich alle Mühe, die Erinnerung am Leben zu halten. Es ist nicht leicht. Bei jedem geht das Leben eben in eine andere Richtung weiter, und nach einer Weile ...«

»Hast du noch ihre Briefe?«

»Das bezweifle ich. Warum auf einmal dieses Interesse?«

»Ich ... ich bin einfach nur neugierig. Man macht sich eben so seine Gedanken.«

»Sicher. Ich denke auch an ihn.« Sie sah traurig aus, während sie sich diesen Fremden – meinen Vater – ins Gedächtnis rief.

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Darf ich das Foto sehen?«

»Natürlich. Wann?«

»Jetzt.«

Hugh Paget stand vor einem quadratischen Wellblechgebäude. Es hatte ein Dach aus Palmenblättern mit hölzernen Kreuzblumen an beiden Seiten. Er trug einen Mantel aus Drillich und eine Hose, die in Moskitostiefeln steckte, und seinen Hals umschloss das weiße, steife Kragenband des Geistlichen. Ich sah einen schlanken, groß gewachsenen Mann mit unscharfen Gesichtszügen, und ich wusste, dass sich ein persönliches Gesicht nicht einmal mit einem Vergrößerungsglas zu Tage fördern lassen würde. Ein Windstoß hatte eine Haarlocke angehoben, und das Foto hatte diese momentane Unordentlichkeit für alle Zeiten so festgehalten. Es kam mir wie eine Art Anhaltspunkt vor, eine Gebärde, die auf sein Wesen hindeutete – etwas Jungenhaftes, Begeisterungsfähiges, Linkisches. Ich versuchte, in dieses wenig aussagekräftige Bild eine Persönlichkeit hineinzupretieren, aber wie gewöhnlich ohne Erfolg.

Blonde Haare. Blonde Haare. Meine waren dunkel.

»Du hast doch bestimmt irgendwelche Hochzeitsfotos gehabt.«

»Ich hab dir doch gesagt, bei dem Brand haben wir alles verloren. Das hier lag in der Kapelle. Da habe ich Glück gehabt.«

Ich ließ es vorläufig dabei bewenden. Ich wusste, dass sie noch eine Weile bereitwillig weiterreden würde, aber dann würde sie sich bestimmt allmählich wundern, was mich zu diesen ganzen Fragen veranlasste, und dann würde sie selbst welche stellen. Und was würde ich dann sagen? Eigentlich konnte ich mir nicht einmal selbst erklären, warum ich bezüglich meines Vaters plötzlich so neugierig war. Wieso reagierte ich auf die Andeutungen eines Fremden? Andeutungen, die ganz offensichtlich abwegig waren? Wer war Salvador Carriscant, und warum wollte er ausgerechnet in mir sein verschollenes Kind sehen? Los Angeles war voller Spinner, aber was mich bei Carriscant beunruhigte, war,

dass er keineswegs gestört wirkte. Und wie war es möglich, dass er etwas über Hugh Paget wusste? Und wieso tauchte er jetzt auf, über dreißig Jahre nach dem Tod meines Vaters, um zu behaupten, dass dieser Mann ein Schwindler gewesen sei? Die ganze Vorstellung war lächerlich, sagte ich mir, und ich war drauf und dran, meiner Mutter von dem komischen Kerl zu erzählen, als meine Stiefschwester Bruna mit ihren beiden Töchtern Amy und Greta an der Haustür erschien und mich unterbrach. Pappis übertriebene Bezeugungen von Liebe und Zuneigung erfüllten das kleine Haus.

Meine Mutter schob den Kuchen in den Backofen und wischte sich die Hände sorgfältig an ihrer Schürze ab.

»Wann wurde ich geboren?«, fragte ich. »Ich meine, zu welcher Tageszeit?«

»Oh, nachmittags gegen halb fünf. Warum?«

»Ach, nur so. Reine Neugier.«

»Dein Kostüm gefällt mir, Kay«, sagte sie mit einem schwach angedeuteten Lächeln. »Du siehst schick aus. Steht dir gut.«

Damit war das Thema beendet. Ich bedankte mich und machte ihr im Gegenzug ein Kompliment wegen ihrer hübschen Brosche. Dann gingen wir hinüber ins Wohnzimmer.

5

Als ich den Schlüssel ins Schloss steckte, sah ich, dass die Ecke eines Briefumschlags unter meiner Eingangstür hervorlugte. Ich bückte mich, zog ihn hervor und steckte ihn in meine Tasche. Drinnen legte ich ihn auf den Zeichentisch und holte mir einen kleinen Whisky. Ich wusste, dass der Brief von Carriscant war, obwohl er keinen Absender trug.

Ich spürte sofort, dass ich mich an irgendeinem Wende-

